

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 44

Artikel: Hundert Jahre Schmidt-Flohr-Pianos
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Johann Andreas Flohr 1798–1872.

Hundert Jahre Schmidt-Flohr-Pianos.

Wenn eine Gewerbe-firma ihren 100. Geburtstag feiern kann, so darf sie dieses Faktum schon der Öffentlichkeit mitteilen und sie einladen, das Glücksdatum in Gedanken mitzufeiern. Denn es gehört immerhin nicht zu den Alltäglichkeiten, daß ein Erwerbsunternehmen, dazu noch eines, das seine Hoffnungen auf das Kunstbedürfnis einer verehrlichen Kundschaft abstellt, sich ohne Havarien und Schiffbruch durch die Wogen eines Jahrhunderts schlägt und am Gestade des gesicherten Erfolges landet. Und dann weiß jeder Bürger abzuschätzen, welche Summe von Arbeit, Beharrlichkeit, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, Berufs- und Lebenskunst hundert erfolgreiche Geschäftsjahre in sich schließen, und er ist ohne weiteres bereit, einem solchen Jubilar neidlos seine Glückwünsche darzubringen.

Die Pianofabrik A. Schmidt-Flohr A.-G. in Bern hat vor wenig Wochen in aller Stille ihr 100-jähriges Bestehen gefeiert und bei diesem Anlasse in einer hübschen Festschrift*) ihren Geschäftsfreunden und Mitarbeitern einige Daten und Tatsachen aus ihrer Geschichte mitgeteilt.

Der Gründer der Firma, Johann Andreas Flohr (1798–1872), war ein Sachse und kam als wandernder Tischlergeselle über Leipzig, Frankfurt, Karlsruhe, Straßburg und Basel 1819 erstmals in die Schweiz und nach Bern. Hier, beim Ebenist Hopfengärtner, stand er während 3 Jahren in Arbeit. Dann wandte er sich nach Paris, um in dieser Kunststadt Anregungen zu holen. Aber schon nach einem Jahr kehrte er nach Bern zurück, arbeitete hier wieder zwei Jahre, um dann abermals das Wanderbündel zu schnüren. Aber schon nach drei Monaten Aufenthalt in Freiburg zog es ihn wieder nach Bern zurück, und hier sollte der Weitgereifte den Boden finden, wo seine Existenz

wurzeln und sich entfalten konnte. J. A. Flohr fand zunächst bei dem Klavermacher H. Suter eine Anstellung. Als er aber sah, wie günstig sich die Verhältnisse in diesem Industriezweig in Bern gestalteten infolge des durch die neugegründete Musikgesellschaft geweckten Interesses für Instrumentalmusik, da beschloß er, sich selbständig zu machen. Er erwarb sich durch Einkauf in die graubündische Gemeinde Tschappina das Schweizerbürgerrecht und etablierte sich dann 1830 als „Clavier- und Instrumentenmacher“, der sich, laut seiner Geschäftsempfehlung in der „Neuen Schweizer Zeitung“, tüchtig fühlte in „Verfertigung neuer Fortepianos von verschiedener Bauart und Construction“, aber auch „Reparaturen von allen Gattungen Saiteninstrumenten“ und das Stimmen von Fortepianos zu besorgen gewillt war.

Ueber dem jungen Geschäft leuchtete ein guter Stern. Schon im Gründungsjahre erhält Flohr für ein Klavier aus seiner Werkstätte, das er an die kantonale Industrie-Ausstellung in Bern im Herbst 1830 geschickt hatte, eine goldene Medaille.

Andreas Flohrs kleine erste Werkstätte stand beim alten Casino, eine spätere, die bis in die fünfziger Jahre diente, war bei der alten Rößschwemme auf dem heutigen Bubenbergplatz gelegen. Die Flohr-Instrumente genossen bald guten Ruf und die Nachfrage danach wuchs beständig, so daß Flohr auf der Monbijoubesitzung sein erstes Werkstattgebäude errichten konnte. Mitten im geschäftlichen Erfolg traf ihn ein harter Schicksalschlag. Sein zwanzigjähriger Sohn Alfred, den er nach Paris in eine Pianofabrik geschickt hatte zur Ausbildung und der sein Lebenswerk weiterführen sollte, starb ihm. Dafür fand er in seinem Schwiegersohne, August Schmidt, einen tüchtigen Gehilfen. Dieser führte nach Flohrs Tode im Jahre 1872 das Geschäft unter dem Namen A. Schmidt-Flohr tatkräftig und erfolgreich weiter. 1880 wurde die Fabrikation in das Hauptgebäude am Hirschengraben verlegt, wo sie bis 1899 verblieb.

1889 trat sein Sohn, der im Auslande eine langjährige Fachausbildung genossen hatte, ins Geschäft ein. Albert



Das prämierte Pianoforte aus dem Jahre 1830.

Schmidt, der heutige Chef der Firma, rüstete die Fabrik mit neuzeitlichem Betriebe aus und erweiterte sie. 1899 wurde die Fabrikation in die Länggasse verlegt in ein neues

*) Die Firma stellte uns daraus in freundlicher Weise einige Bildstöcke zur Verfügung.

Fabrikgebäude auf einem großen Areal an der Fabrikstraße, gekauft aus dem Erlös der Monbijoubesitzung, die in städtischen Besitz übergegangen war.

Das Unternehmen gedieh. Zweimal, 1913 und in den Jahren 1916–18, mußten die Fabrikanlagen erweitert werden. Die genannten Kriegsjahre waren Konjunkturzeiten; die ausländische Konkurrenz war ausgeschaltet, und die Jahresproduktion stieg auf nahezu 1000 Instrumente. Der Friedensschluß brachte auch hier wie in andern Industrien einen Stillstand in der Entwicklung und machte zur Überwindung der Krise und der Konkurrenz die schwersten Anstrengungen nötig. Doch ist es der Firma gelungen, ihren alten guten Ruf zu erhalten und zu mehren. Davon zeugt die Tatsache, daß ihr Chef an der internationalen Musikausstellung in Genf 1927 als Jurymitglied mitwirken durfte und daß die Schmidt-Slohr-Instrumente an der Weltausstellung in Barcelona 1927 den Grand Prix errangen.

Der Aufstieg der Firma läßt sich auch im Wechsel ihrer Verkaufslokale verfolgen, die über Hypothekarkasse (in den 90er Jahren), Mobiliarversicherungsgebäude (1900 bis 1922), Schwanengasse (1922–1928) im vornehmsten Geschäftszentrum Berns angelangt sind; sie befinden sich heute bekanntlich Marktgasse 34.

Wir sehen hier im Schaufenster zwei interessante Instrumente stehen: das prämierte Pianoforte aus dem Jahre 1830 und ein neuzeitliches Produkt der Fabrik, ein Brunkflügel mit reicher Maserierung. Es sind eindrucksvolle Zeugen eines Jahrhunderts voll zielbewusster Arbeit, die ihren ideellen und materiellen Erfolg voll verdient hat. Möge über der Firma im eben betretenen zweiten Jahrhundert ein ebenso treuer Stern leuchten wie im vergangenen! H. B.



August Schmidt-Slohr 1830–1904.

Aus alten Zeiten.

Skizze von Edgar Chappuis.

(Schluß)

Es war schon recht spät, als sich Franz Ludwig müde an die Durchsicht der vielen, die Stammtafeln begleitenden Notizen machte, aus denen er ersah, daß das Geschlecht schon im Jahre 1335 in einem auf Lateinisch geschriebenen Akte erwähnt war, durch welchen ein Jakobus, Sohn des Peter im Gebiete von Dezalen von einem Kloster ein Stück Rebland erworben hatte.

Müde schloß Franz Ludwig seine kostbaren Papiere wieder im alten Sekretär ein. Geld besaß er keines und was er gefunden, stellte auch keinen großen Geldeswert dar. Aber dennoch legte er sich froh zu Bett und noch im Schlafe träumte er von alten, längstvergangenen Zeiten voller Romantik.

* * *

Ein trüber Wintersonntag schien durch die vereisten Fenster der Kammer, in welcher Franz Ludwig bis gegen neun Uhr geschlafen hatte. Froh erhob er sich und nahm sich vor, seine Malkunst, die er des Berufes wegen so lange vernachlässigt hatte, wieder aufzunehmen und eine Aquarellskizze seines Zimmers mit dem eingelegten Sekretär zu malen. Das sollte eine willkommene Beschäftigung werden! Sogleich nach Einnahme des selbstgekochten Frühstückes machte er sich mit Eifer an die Arbeit. Draußen stürmte und schneite es ohne Unterlaß. Das focht ihn wenig an. Er hatte nur für das werdende Bild Interesse und freute sich, wie schmutz und zierlich es gedieh, „beinahe wie eine Arbeit Königs oder Vorns“, sagte er sich heimlich lachend.

Als er am Nachmittag mit dem größten Teile der Arbeit fertig war, malte er noch mit feinem Pinsel in die obere rechte Ecke das Familienwappen der de la Combaz, die silberne Armbrust mit aufgelegtem Pfeil, den zwei Sternen auf blauem Grunde und den zwei Engeln als

Schildhalter. Da er sich von einem Sommerausfluge, auf den er dieses Jahr aus Sparamkeitsrücksichten verzichtet hatte, noch etwas Geld zu Vergnügungszwecken in der Truhe liegen hatte, entschloß er sich, sogleich zum Antiquitätenhändler Stidelberger an der Kirchgasse zu gehen, und dort einen alten, stilvollen schmalen Goldrahmen für sein Aquarell auszusuchen. Er wußte, daß er den Alten trotz des Sonntags zu Hause treffen und zu einem Verkaufe bereit finden würde. Sogleich machte er sich trotz Wind und Schnee auf den Weg. Nach der stundenlangen Arbeit, bei welcher er kaum aufgeschaut hatte, tat ihm die frische Luft wohl und wie er es gehofft, fand er das runzelige Männchen zu Hause und trug ihm sein Anliegen vor. Stidelberger besah sich das Bild mit Kennermiene und bemerkte dann:

„Es ist wohl eine Kopie eines alten Meisters wie Freudenberger oder König? Oder ist es gar ein Original von Vorn, das hier so ausgezeichnet getreu kopiert wurde?“

Franz Ludwig errötete erfreut. Zuerst wollte er mit der Sprache nicht heraus. Dann sagte er mit leiser, vor Erregung stotternder Stimme:

„Diesmal irren Sie sich, Herr Stidelberger. Es ist ein Original, aber keines der bekannten Meister, sondern ich habe es soeben fertiggestellt und das Bild stellt mein Zimmerchen dar.“

Franz Ludwig schwieg verwirrt. Der Antiquar schwieg ebenfalls und blickte bald auf das Bild, bald auf den jungen Mann vor ihm. Darauf erhob sich der Alte ungewöhnlich rasch von seinem Lehnstuhl, legte Franz Ludwig seine faltige Rechte auf die Schulter und meinte bedächtig:

„Dann sind Sie ein großer Künstler, junger Mann! Wie heißen Sie und welches ist Ihr Beruf?“

„Mein Name ist Franz Ludwig Combaz, und ich bin einfacher Bureauist in einem hiesigen Handelshause.“